

Im Knaur Taschenbuch ist von der Autorin bereits erschienen:

Ich warte auf dich, jeden Tag

Über die Autorin:

Clarissa Linden ist promovierte Soziologin. Die Geschichte der Frauenbewegung und die Aufarbeitung des Nationalsozialismus waren und sind ihre Themen, zu denen sie für diesen Roman intensiv recherchiert hat. Clarissa Linden lebt in Kassel.

CLARISSA LINDEN

UNSERE HÄLFTE DES HIMMELS

ROMAN

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Januar 2017
Copyright © 2017 by Knaur Taschenbuch.
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Redaktion: Silvia Kuttny-Walser
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: Mediabureau Di Stefano, Berlin
Umschlagabbildung: ullstein bild / Hedda Walther
Satz: Daniela Schulz, Puchheim
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51901-1

2 4 5 3 1

»Frauen tragen die Hälfte des Himmels.«

Chinesisches Sprichwort und Slogan
der internationalen Frauenbewegung

»Den Frauen steht das Recht zu, ihr Leben zu leben, ob sie nun das Tuch mögen, das sie weben, oder das Tiefblau des Himmels lieben, den sie durchfliegen. Ich habe mich auf das Spiel der Männer nicht eingelassen, um sie zu imitieren, ich bin Fliegerin geworden, um zu fliegen.«

Danielle Décuré,
erste Flugkapitänin der Air France

DIE PERSONEN

1935

Johanna (Hanni) Beese	Fliegerin
Harri Beese	Johannas Bruder
Christel-Marie Beese	Johannas Mutter
Theodor Beese	Johannas Vater

Amelie (Melli) Reichard	Fliegerin
Luise Reichard	Amelies Mutter
Benno Reichard	Amelies Vater
Martha Puschke	Amelies Tante, lebt in Hannover
Horst Puschke	Amelies Onkel, lebt in Hannover

Johannas und Amelies Segelfluggruppe:

Therese
Gudrun
Vera
Helma
Hertha
Irma

Felix von Bissing	Flieger
Wolf von Bissing	Felix' Vater
Charlotta von Bissing	Felix' Mutter

Jonni Möhring	Fluglehrer in Rangsdorf
---------------	-------------------------

1971

Lieselotte Frank
Eduard Frank
Frau Schiller

Marga Paulus

Cat Ballou
Uwe
Georgia

Alix
Dr. von Dewitz
Gudrun Görden
Therese Pogge

Amelies Tochter
Lieselottes Ehemann
Amelies und Lieselottes
Nachbarin
Amelies und Lieselottes neue
Nachbarin
Margas Kater
Margas Chef
Historikerin und Margas
Freundin
Krankenschwester
Ärztin
Fliegerin, lebt in Göttingen
Fliegerin, lebt in Fulda

PROLOG

»Der Flug ist das Leben wert.«

Margret Fusbahn

Frankfurt am Main, 1924

Johanna, wo bleibst du denn? Johanna!« Die Stimme ihrer Mutter klang wieder einmal verärgert. Auf den Holzdielen des Flurs klapperten ihre schnellen, energischen Schritte, als sie sich Johannas Zimmer näherte. Das Mädchen drückte sich tiefer in die Kissen und setzte eine leidende Miene auf. Monatlang hatte sie den heutigen Tag vorbereitet. Hatte heimlich geplant, mit Engelsgeduld Holzstücke und Stofffetzen gesammelt, so dass deren Fehlen niemandem auffiel. Hatte Holz und Stoff miteinander verbunden, immer in Sorge, dass jemand sie entdeckte, bevor sie ihren Plan in die Tat umsetzen könnte. Doch keiner schien auf die Idee zu kommen, dass eine Neunjährige so geschickt vorgehen würde.

Heute nun galt es, die Vorbereitungen in die Tat umzusetzen. Zuerst musste Johanna ihre Mutter überzeugen. Als die Tür zu ihrem Zimmer sich öffnete, täuschte Johanna einen Hustenanfall vor, der ihren Körper schüttelte.

»Kind. Wir wollen in die Frühmesse«, begann die Mutter, um dann besorgt zu fragen: »Ist dir nicht gut?«

»Mir ist heute gar nicht wohl«, log Johanna. Mit schlechtem Gewissen, weil man nicht lügen sollte, aber sie wollte keinen Tag länger warten. »Ich hab mich bestimmt in der Schule angesteckt.«

»Fieber hast du keines.« Kühl lag die Hand der Mutter auf Johannas Stirn. Doch so durchdringend sah ihre Mutter sie an, dass Johanna beinahe ihren Plan verraten hätte. »Aber wir wollen lieber nichts riskieren.«

»Ich schlaf noch ein bisschen.« Johanna wandte ihrer Mutter den Rücken zu und biss sich auf die Lippe, damit ihr kein weiteres Wort entweichen konnte.

»Ich sehe nach dir, wenn wir aus der Kirche zurück sind.«

Endlich schloss sich die Tür hinter der Mutter, und Johanna drehte sich erleichtert um. Sie horchte auf die vertrauten Geräusche im Haus. die ungeduldigen Rufe ihres Vaters, der sicher bereits ausgehertigt an der Haustür stand. Die Schritte ihres Bruders, die eilig die Treppe herunterpolterten, weil Harri wieder einmal zu spät dran war. Endlich, endlich das Klappen der Holztür.

Mit angehaltenem Atem lauschte Johanna weiter, besorgt, dass ihre Mutter es sich anders überlegt hätte und ihrer kranken Tochter Gesellschaft leisten wollte. Doch alles blieb ruhig. Langsam zählte Johanna bis einhundert. Dann sprang sie aus dem Bett. Mit fliegenden Fingern zerrte sie sich einen Rock aus dem Schrank, griff nach ihrem blauen Lieblingspullover. Beim Anziehen der wollenen Strumpfhose verhedderte sie sich, weil sie vor Aufregung ins falsche Bein gestiegen war. Als hätte sich alles gegen sie verschworen, riss auch noch der Schnürsenkel ihres linken Stiefels. Johanna zog ein Ende durch die Ösen, verknotete es mit dem anderen und band eine Schleife, so gut es eben ging. Endlich, endlich war sie angekleidet für ihr großes Abenteuer. Bevor sie die Tür zu ihrem Zimmer öffnete, verharrte Johanna einen Moment, sammelte allen Mut zusammen, den sie besaß. Heute würde es sich entscheiden, ob sich ihr großer Traum, ihr einziger Traum, erfüllen ließ.

Auf Zehenspitzen, obwohl niemand im Haus war, der sie hören könnte, schlich Johanna den Flur entlang, bis sie am Ausgang zum Dachboden angekommen war. Vorsichtig drehte sie den Schlüssel, der quietschte, als wollte er sie warnen.

Sonnenlicht schien durch das hohe Fenster und überhauchte den Staub, den Johannas Schritte aufwirbelten, mit goldenem Schimmer, so schön, dass Johanna einen Moment innehielt. Ihr Blick wanderte prüfend zum Fenster. Nur wenige Wölkchen standen am blauen Himmel. Heute war ein perfekter Tag zum Fliegen.

Sie konnte es kaum erwarten, zu der Holztruhe zu gelangen, in der ihre Eltern alte Kleidungsstücke aufbewahrten, die irgendwann einmal zu Putzlappen zerschnitten werden sollten. Niemand ahnte, dass seit einigen Tagen neben den Lumpen nun Johannas größter Schatz lagerte. Mit angehaltenem Atem öffnete sie den schweren Deckel.

Das Mädchen lächelte, als es sie sah – ihre Flügel. Beinahe so lang wie Johanna selbst. Eine Sperrholzkonstruktion, mit bunten Stoffresten bespannt, die Johanna heimlich in ihrer Kammer zusammengenäht hatte. In der Bibliothek ihres Vaters war sie fündig geworden. In einem Buch mit Zeichnungen von Leonardo da Vinci hatte sie das Modell der Flügel entdeckt und sofort gewusst, dass es ihr Schicksal war, deren Flugtüchtigkeit zu erproben. Heimlich hatte sie das Buch in ihr Zimmer gebracht und die Abbildungen mit Butterbrot-papier abgepaust, bevor sie den Band wieder in die Bibliothek zurückgestellt hatte. Tag für Tag, Abend um Abend hatte sie daran gearbeitet, ihre Flügel zu vollenden. Vor drei Tagen hatte sie letzte Hand an die Lederriemen gelegt, mit denen sie die Flügel an ihren Armen befestigen wollte. Dann hatte sie geduldig abgewartet bis zum heutigen Sonntag. Bis zu dem Tag, an dem sie allein zu Hause blieb.

»Ikarus«, flüsterte Johanna. »Ich werde fliegen wie Ikarus. Der Sonne entgegen. Aber abstürzen werde ich nicht. Ich nicht!«

Warum nur pochte ihr Herz so laut, dass sie ihre gewisperten Worte kaum verstehen konnte? Wenn sie es heute nicht wagte, müsste sie lange warten, bis sie eine erneute Gelegenheit erhielte. Noch einmal würde die Mutter Johanna nicht glauben, dass diese zu krank für die Frühmesse wäre.

Vorsichtig, als wäre er aus feinstem, zerbrechlichem Porzellan, hob Johanna den ersten Flügel heraus. Mit den Fingern strich sie über den hölzernen Rahmen, tastete nach Fehlern oder Bruchstellen, aber er war perfekt. So, wie er sein sollte. Auch sein Zwilling wies keinerlei Fehler auf. Nun gab es keine Ausrede mehr. Jetzt oder nie.

Johanna nahm die Flügel in die Arme und ging zum Fenster, das auf die Remise zeigte. In den letzten Wochen hatte Johanna alle Möglichkeiten des Absprungs geprüft und war doch immer wieder zum Schuppen zurückgekehrt. Sein Dach war weniger steil als das des Hauses. Außerdem war er nicht so hoch. Nach einem letzten Zögern öffnete Johanna das halbhohe Fenster. Vorsichtig, damit sie keinen Flügel beschädigte, schob sie das Paar auf das braune Dach der Remise. Geschickt kletterte sie hinterher und hob ihre Flügel auf. Erst steckte sie den rechten Arm in die Lederriemen, dann den linken. Probeweise schlug sie mit den Flügeln. Ja, es fühlte sich richtig an.

Zaghaft trat sie einen Schritt nach vorn, so dass sie über die Dachkante und die Regenrinne blicken konnte. Von unten war ihr der Schuppen gar nicht so hoch erschienen. Von hier oben jedoch wirkte die Erde furchtbar weit entfernt. Johanna schloss die Augen, trat noch einen Schritt nach vorn und noch einen, bis sie keinen Boden mehr unter den Füßen

spürte. Hektisch schlug sie mit den Flügeln, fühlte den Wind in ihrem Gesicht und lachte. Laut und glücklich.

»Ich fliege. Ich fliege. Endlich.«

In dem Augenblick flaute der Wind ab, als hätte es ihn nie gegeben.

Johanna trudelte der Erde entgegen, schneller und schneller, so verzweifelt sie auch mit ihren Flügeln schlug. Mit der Schulter voran prallte sie auf dem Rasen auf.

»Der Flug war es wert«, war ihr letzter Gedanke.

KAPITEL 1

Kassel, 1971

Bringst du mir ein Bier?»

Am liebsten möchte Lieselotte ihm sagen, dass er sich sein Getränk gefälligst selbst holen kann. Schließlich hat Eduard nichts anderes zu tun, als vor dem Fernseher zu sitzen und darauf zu warten, dass die *Tagesschau* beginnt. Aber in seiner Welt ist es unvorstellbar, dass ein Mann sich sein Bier selbst holt, wenn er eine Ehefrau hat, die ihn bedienen kann. Vielleicht haben die Frauen ja recht, die fordern, dass ihnen die Hälfte der Welt gehören soll. Die Frauen, die auf die Straße gehen, um Rechte einzufordern. »Emanzenpack«, nennt Eduard die Demonstrantinnen und gerät in Wut, wenn die *Tagesschau* mal wieder über sie berichtet.

»Gleich«, antwortet Lieselotte, während sie die Teller zusammenstellt. Sie wirft die Pelle der »Ahle Worschd« in den Müll-eimer. Die luftgetrocknete Mettwurst gehört für Eduard zu einem Abendessen einfach dazu. Wehe, wenn Lieselotte vergisst, Bauernbrot oder saure Gurken zu kaufen, die unverzichtbaren Beilagen zur »Ahle Worschd«. Als Lokalpatriot trinkt Eduard auch nur Martini-Bier der Brauerei Kropf in der Kölnischen Straße oder der Herkules-Brauerei in der Hafestraße.

Andere Ehemänner helfen zumindest mit. Eduard hingegen meint, dass er genug geleistet hat, wenn er das Geld nach Hause bringt. Früher hat er wenigstens ab und zu gesagt, dass ihm das Essen geschmeckt hat. Jetzt essen sie schweigend.

Eduard schaufelt alles in sich hinein, als würde er gar nichts schmecken. Zu Beginn ihrer Ehe hat sich Lieselotte noch bemüht, ihn mit neuen Gerichten zu überraschen – Liebe geht schließlich durch den Magen. Aber da ihm nie etwas so gut mundete wie bei seiner Mutter, hat sie es aufgegeben, ihn zu verwöhnen. Wie sie auch vieles andere aufgegeben hat. Nur weil sie eine falsche Entscheidung getroffen hat.

Soll das alles gewesen sein?, fragt sich Lieselotte, während sie noch etwas »Pril« ins Spülwasser gibt. Mechanisch säubert sie die Teller, spült nach und stapelt das Geschirr auf der Spüle. Soll ihr Alltag immer und ewig so weitergehen? Kochen, putzen, fernsehen, kochen, putzen, fernsehen – während draußen das Leben tobt. Erst gestern stand wieder etwas in der Zeitung über die frechen Frauen, die mit wilden Aktionen ihr Recht einfordern. In Frankfurt haben sie ein Go-in im Dom veranstaltet – ein Riesenskandal. In ihrer Heimatstadt, die sie für Eduard und Kassel aufgegeben hatte.

Ob sie sich an den Aktionen der Frauen beteiligt hätte, wenn sie noch in Frankfurt lebte, hat Lieselotte sich gefragt. Wohl nicht, muss sie sich eingestehen. Den Mut hat sie nicht, das weiß Lieselotte nur zu gut. Sie ist einfach zu brav, um sich mehr als das zu wünschen, was sie hat. Nein, das stimmt nicht. Wünschen tut sie sich mehr, aber sie wagt es nicht, die Wünsche in die Tat umzusetzen.

»Lieselotte, der *Tatort* fängt gleich an. Wo bleibt mein Bier?« Der *Tatort*. Viel lieber würde Lieselotte den Film im Zweiten sehen, aber bei ihnen zu Hause entscheidet Eduard, welche Sendung im Fernsehen angeschaut wird. Eduards Stimme klingt vorwurfsvoll, weil er immer noch auf sein Bier warten muss. Wenn er so gelaunt bleibt, wird es ein langer Sonntagabend. Lieselotte trocknet ihre Hände am Geschirrtuch, öffnet den Kühlschrank und holt eine Flasche Bier heraus. Sie

sucht ein Glas und den Flaschenöffner, arrangiert alles auf einem Tablett. Dann öffnet sie eine Tüte mit Salzbrezeln, die sie auf einer Schale anrichtet. Ihre Hand greift nach der sonnengelben Verpackung der »Treetts«, die sie so gerne nascht. Dann aber hält Lieselotte inne. Erst gestern hat Eduard zu ihr gesagt, dass sie mehr auf sich achten solle. »Twiggy bist du auf keinen Fall.«

Als ob er ein Adonis wäre. Früher sah Eduard gut aus – das haben Lieselottes Kolleginnen jedenfalls gesagt. Ihr ist das nicht so wichtig gewesen, aber nachdem Erika damals gemeint hat, dass Eduard sie an Hellmut Lange erinnere, einen Kommissar der *Stahlnetz*-Reihe, hat Lieselotte sich die Serie einmal angesehen. Wie der Schauspieler hat auch Eduard kantige Gesichtszüge, ein eckiges Kinn und dunkle Haare und Augen. Eduard versucht alles, diese Ähnlichkeit zu betonen, indem er seine Haare so frisiert wie der Fernsehstar. Außerdem schaut er jede Serie und jeden Film, in denen Hellmut Lange mitspielt. Inzwischen allerdings machen sich Bier und »Ahle Worschd« bei ihrem Ehemann bemerkbar und schlagen sich auf seinen Hüften nieder. Rund ist er geworden in den sechs Jahren ihrer Ehe. Rund, aber nicht gemütlich, sondern kühl und lieblos.

Warum nur findet sie nicht die Kraft, ihn zu verlassen? Stattdessen bringt sie ihm das Tablett und bemüht sich um ein Lächeln. Die Mühe hätte sie sich sparen können, weil ihr Ehemann nur Blicke für das Bier und den Fernseher hat.

»Hier, dein Bier. Und ein bisschen was zu knabbern.«

Eduard brummt nur etwas als Antwort. Er schaut Lieselotte gar nicht an, sondern greift nach dem Bier, öffnet die Flasche und gießt die Flüssigkeit in das geschwungene Glas. Der bittere Geruch lässt Lieselotte die Nase rümpfen. Hoffentlich kommt er heute nicht auf die Idee, mit ihr schlafen zu wollen.

Seinen Bieratem könnte sie nicht ertragen. Aber sie würde es überstehen, so wie jedes Mal.

Ein Bericht der *Tagesschau* weckt ihre Aufmerksamkeit. In ganz Deutschland demonstrieren Frauen gegen den Paragraphen 218.

»Wir haben abgetrieben.« Erst hat Lieselotte die ganze Aufregung um das *Stern*-Titelbild nicht verstanden, aber neugierig war sie doch und hat sich die Zeitschrift gekauft. Die 374 Frauen, die sich dort zu einem Schwangerschaftsabbruch bekannten, gaben damit zu, gegen ein Gesetz verstoßen zu haben. Nun müssen sie mit Konsequenzen rechnen. Ob sie so mutig gewesen wäre?, überlegt Lieselotte. Sie kann nicht einmal sagen, ob sie es falsch oder richtig findet, was diese Frauen gemacht haben. Beide Seiten in dieser Debatte bringen gute Argumente ins Spiel. Schade, dass sie keinen Kontakt mehr zu ihren früheren Kolleginnen gehalten hat, mit denen hätte sie gerne über die Aktion geredet. Was Eduard davon hält, das hat er deutlich gesagt.

»In den Knast gehören die alle.« Zweifel scheint Eduard nicht zu kennen. Auch jetzt schimpft er wieder.

Als die unverwechselbare Titelmelodie des *Tatorts* beginnt, holt Lieselotte sich den Nähkorb. Sie sucht sich die Socken heraus, die sie während des Krimis stopfen will. So haben ihre Hände etwas zu tun, während ihre Gedanken wandern. Was ist nur los mit ihr? Warum ist sie so unzufrieden? Eduard ist zwar nicht mehr so liebevoll wie vor sieben Jahren, als er um sie geworben hat, aber er ist ein guter Mann. Verdient ordentlich Geld, geht nicht fremd und beschwert sich nicht, dass sie keine Kinder haben.

Obwohl er nicht ahnt, dass es Lieselottes Entscheidung war. Vielleicht würde ein Kind ihnen ja helfen. Jemand, den Lieselotte umsorgen, dem sie ihre Liebe schenken kann. Ein

Haustier hat Eduard abgelehnt, weil es zu viel Schmutz macht und er keine Lust hat, sich darum zu kümmern. Das hat er jedenfalls gesagt. Lieselotte jedoch hegt den Verdacht, dass Eduard nicht bereit ist, ihre Aufmerksamkeit zu teilen, auch wenn er sie nicht mehr liebt. Falls er sie überhaupt je geliebt hat.

Während auf dem Schwarzweißfernseher der Krimi seinen Lauf nimmt, kämpft Lieselotte gegen Tränen an. Sie blinzelt und kann die Socke durch den Tränenschleier kaum noch erkennen. *Reiß dich zusammen. Wenn Eduard mitbekommt, wie nah du am Wasser gebaut hast, dann ...*

»Hol mir noch ein Bier.« Nicht einmal das Wörtchen »bitte« kann er sich noch abringen. Wie konnte sie nur auf die Idee kommen, dass ihr Ehemann erkennen würde, wie unglücklich sie ist.

Ohne etwas zu sagen, steht Lieselotte auf, geht in die Küche und kehrt mit einer Flasche Bier zurück. Kein Wort des Dankes bekommt sie von ihrem Mann zu hören, viel zu sehr ist Eduard auf den *Tatort* konzentriert. Gerade als Kommissar Finke aus Kiel und sein Assistent Jessner einen Verdächtigen befragen, klingelt das Telefon.

»Eine Unverschämtheit«, grummelt Eduard, während er sich aus dem ledernen Fernsehsessel hievt. »Wer ruft nur mitten im *Tatort* an?«

Ich könnte an den Apparat gehen, denkt Lieselotte, weil ihr der Krimi egal ist, aber das würde Eduard niemals zulassen.

»Du kannst es klingeln lassen. Wenn es wichtig ist, rufen sie noch einmal an«, schlägt sie stattdessen vor.

»Das Geräusch raubt einem die Ruhe.« Eduard erhebt sich. Nach einem vorwurfsvollen Blick auf Lieselotte, als könnte die etwas für den vorwitzigen Anrufer, geht er ans Telefon.

»Frank!«, blafft er in den Hörer, damit sein Gegenüber zu

spüren bekommt, wie unverschämt es ist, sonntagabends um diese Uhrzeit zu stören.

Dann schweigt er.

»Ja, das ist die Mutter meiner Frau.«

Etwas in seinem Tonfall lässt Lieselotte aufhorchen. Sie legt die Socke aus der Hand, streicht sie glatt und steht dann auf. Ihr Herz schlägt schneller. Ihre Mutter ruft nie abends an. Das empfindet Amelie als unhöflich. Außerdem haben sie doch erst heute Nachmittag miteinander telefoniert. So wie jeden Sonntag.

»Ja, gut. Auf Wiederhören.« Eduard legt den Hörer vorsichtig auf, als könnte jede hastige Bewegung das Telefon zerbrechen. Er ist blass geworden. So kennt Lieselotte ihn nicht. Angst greift nach ihr. Ihre Kehle fühlt sich trocken an. Sie räuspert sich.

»Ist etwas mit Mutter?« Eduard weicht ihrem fragenden Blick aus. Lieselotte stolpert und greift sich mit der Hand ans Herz.

»Sag doch etwas, Eduard. Bitte.«

»Lieselotte.« Noch immer schaut Eduard zu Boden, als könnte er dort Hilfe finden. »Lieselotte.«

Die kalten Finger der Angst halten Lieselotte fest im Griff.

»Eduard, bitte sag mir, was geschehen ist.«

Hinter sich hört sie dramatische Musik, ein Zeichen, dass der *Tatort* sich seinem Höhepunkt nähert. Wieso schweifen ihre Gedanken nur dorthin ab? Noch immer schweigt Eduard. Lieselotte möchte ihn packen, möchte die Informationen aus ihm herausschütteln. Gleichzeitig fürchtet sie sich vor dem, was er sagen wird. Aber lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende, wie ihre Großmutter immer sagte. Die Ungewissheit erscheint Lieselotte unerträglich.

»Es gab einen Unfall«, sagt Eduard schließlich. Nicht mehr.

»Was heißt das?« Um Himmels willen, kann ihr Mann nicht

ein einziges Mal etwas konkret und klar sagen? »Was für einen Unfall?«

»Mit dem Auto.« Eduard lässt sich jedes Wort aus der Nase ziehen. »Deine Mutter ist bei jemandem mitgefahren, der mit einem anderen zusammengestoßen ist.«

»Und?« Wieder muss Lieselotte an sich halten, um ihren Ehemann nicht zu schütteln. Wie kann er nur so ruhig über etwas derart Furchtbares reden? »Wie geht es ihr? Hast du mit ihr gesprochen?«

»Amelie liegt im Krankenhaus. Im Markus-Krankenhaus.«

»Ist es schlimm?« Lieselottes Stimme überschlägt sich. Warum nur ist sie nicht ans Telefon gegangen? Dann müsste sie nicht darauf hoffen, dass Eduard endlich zur Sache kommt. Weil immer ihr Ehemann an den Apparat geht. So ist das nun einmal geregelt. »Eduard, bitte.«

»Im Koma. Deine Mutter liegt im Koma.«

Lieselotte taumelt. Suchend tastet ihre Hand nach der Sesselkante. Sie muss sich hinsetzen, weil ihre Beine unter ihr wegzuklappen drohen. Ihr Magen fühlt sich flau an, als müsste sie sich gleich übergeben. Warm wird ihr und kurz darauf eiskalt. Während ihre Hand noch immer nach dem Sessel sucht, verlassen sie ihre Kräfte. Lieselotte rutscht auf den Teppich, ringt nach Luft.

Benommen sieht sie zu Eduard auf, der wiederum auf sie herabsieht, ohne einen Finger zu rühren. Beinahe anrührend wirkt er in seiner offensichtlichen Hilflosigkeit.

»Wasser. Bitte. Ein Glas Wasser«, flüstert Lieselotte mit einer Stimme, die ihr selbst fremd erscheint.

Eduard dreht sich um und marschiert in die Küche, ohne sie auch nur zu fragen, wie es ihr geht.

Obwohl sich in ihrem Kopf alles dreht und sie sich immer noch fühlt, als ob sie gleich das Abendbrot herauswürgen

müsste, zieht Lieselotte sich am Sessel hoch. Schwer lässt sie sich in das graue Polster fallen. Sie schließt die Augen.

Mutter. Im Koma. Wie kann das sein? Nicht meine Mutter. Nicht Amelie. Sie ist ... sie war doch immer so stark.

»Hier.« Eduard drückt ihr ein halbleeres Glas Wasser in die Hand.

Beinahe kann er Lieselotte leidtun, wie er so vor ihr steht, ungelenk und hilflos, der Situation nicht gewachsen. Aber dann erwacht der Zorn in ihr. Wenn es andersherum wäre, wenn Eduards Mutter etwas Schlimmes zugestoßen wäre, dann hätte ihr Ehemann erwartet, dass Lieselotte weiß, was zu tun ist. Dass Lieselotte die richtigen Worte findet. Worte des Trosts und des Mitgefühls.

Warum kann ich das nicht von ihm verlangen? Warum habe ich geheiratet, wenn ich in meiner Not dann doch allein bin?

Aber sie schluckt ihren Zorn hinunter, wie schon so oft, und spült mit dem lauwarmen Wasser nach. Langsam fühlt sie sich besser, obwohl ihr der Schreck immer noch in den Gliedern sitzt. Nachdem Lieselotte zweimal tief durchgeatmet hat, steht sie auf. Ein wenig taumelig noch, aber es muss gehen. Mit vorsichtigen kleinen Schritten geht sie auf die Tür zu.

»Wo willst du hin?«

»Nach Frankfurt.«

»Frankfurt ist nicht sicher«, murmelt Eduard. »Erinnerst du dich nicht, dass es im Februar diese Schießerei zwischen Terroristen und der Polizei gegeben hat?«

»Ach ja.« Lieselotte kann sich nicht zurückhalten. Als ob das jetzt wichtig wäre. »Und die beiden Banküberfälle hier in Kassel hast du wohl vergessen?«

»Ich sorg mich ja nur um dich.«

»Wir müssen zu Mutter. Ich packe unsere Koffer.« Ja, so ist es gut. Lieselotte benötigt eine Aufgabe, ein Ziel, damit sie nicht

weiter darüber nachdenken muss, was Eduards Worte bedeuten. Damit sie nicht grübelt, was alles mit dem winzigen Wort »Koma« einhergeht. »In einer halben Stunde können wir losfahren.«

»Was denkst du denn? Ich kann nicht mir nichts, dir nichts morgen von der Arbeit wegbleiben.« Lieselotte dreht sich zu ihrem Ehemann um, der den Kopf schüttelt und sie ansieht, als sei sie ein unverständiges Kind. »Du weißt doch, wie ungern ich nachts fahre.«

»Ich muss nach Frankfurt. Es geht um meine Mutter.« Lieselottes Stimme droht sie zu verlassen. Nein, nur nicht weinen. Wenn sie den Tränen erst einmal nachgibt, wird sie nicht mehr aufhören können zu weinen. Das spürt sie. »Ich muss bei ihr sein, wenn sie aufwacht.«

»Du verstehst dich doch gar nicht mit ihr.«

»Das ist jetzt nicht wichtig.« Wie kann er nur so ... so stumpf sein? Ihre Mutter liegt im Krankenhaus. Allein. Das muss selbst jemand wie Eduard kapieren. Nun ist unwichtig, ob sie sich mit Amelie versteht oder nicht. Eine Familie steht einander bei, wenn es schlimm wird. »Mutter braucht mich.«

»Sie liegt im Koma, hat der Arzt gesagt.« Eduards Stimme klingt kalt und geschäftsmäßig, als spräche er von jemandem aus dem Fernsehen oder von seiner Arbeitsstelle und nicht von seiner Schwiegermutter. »Da kann man ohnehin nicht viel machen. Es genügt, wenn du morgen früh fährst.«

Ungläubig schaut Lieselotte ihren Ehemann an. Das kann er nicht ernst meinen. Haben sie nicht vor Gott und der Welt geschworen, einander in guten wie in schlechten Tagen zur Seite zu stehen? Sein demonstratives Desinteresse, seine Unfähigkeit, ihr zu helfen, lässt Lieselotte verstummen. Sie verspürt nicht einmal mehr Zorn, nur Müdigkeit und den Wunsch, allein zu sein. Nun endlich kann sie ihre Augen nicht

mehr vor der Wahrheit verschließen. Ihre Ehe ist nur eine Fassade, die vom kleinsten Windstoß umgeweht werden kann. Einen Sturm, wie den Unfall ihrer Mutter, verträgt diese Ehe erst recht nicht. Aber was das für sie bedeutet, darüber kann und will Lieselotte jetzt nicht nachdenken.

»Ja«, hört sie sich sagen, tonlos, als brächte selbst ihre Stimme keine Kraft mehr auf. »Ja, du hast wohl recht. Ich gehe ins Bett und werde morgen früh mit dem Zug fahren.«

»Dann ist es ja gut.« Eduard bemüht sich um ein Lächeln und tätschelt ihr die Schulter. Trotzdem kann Lieselotte nicht umhin zu bemerken, dass er an ihr vorbei auf den Fernsehschirm starrt. Wenn sie jetzt geht, kann er noch in Ruhe den *Tatort* zu Ende schauen. »Soll ich dich zur Bahn bringen?«

»Lass gut sein.« Lieselotte geht zur Tür, setzt einen Fuß vor den anderen. Nur nicht nachdenken, nicht zweifeln, einfach weiter funktionieren. »Du musst ja zur Arbeit.«

Nachdem sie sich gewaschen und sich die Zähne geputzt hat, schlüpft Lieselotte in ihr Flanellnachthemd. Sie legt sich auf die Bettdecke und starrt nach oben an die holzgetäfelte Decke. Ihr Kopf fühlt sich leer an, ihr Herz noch leerer.

Ich muss den Näbkasten noch wegräumen, denkt sie. Ich kann nicht nach Frankfurt fahren und die Wohnung unordentlich zurücklassen. Wer weiß, wann ich wieder zurückkomme.